

Marburger Zeitung.

Nr. 113.

Freitag, 18. September 1868.

vii. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garnonzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedebmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Das Verfahren wider den Binger Bischof hat um so mehr befriedigt, je allgemeiner ein entschiedenes Vorgehen gegen den gesetzverachtenden Klerus gefordert worden. Was der Brandbrief des frommen Rudiger enthalten, um ein solches Aufraffen der Regierung gegen die bisher Unantastbaren zu veranlassen, ist nicht bekannt. Nur eine Stelle wird aus dem bischöflichen Schreiben im „Neuen Fremdenblatt“ angeführt: „Die konfessionellen Gesetze sind eine Lüge.“ Und da man aus diesem Satze auf das Ganze schließen kann, läßt sich annehmen, daß wir es mit einem derben Schriftstücke zu thun haben. Daß es so stark kommen mußte, ehe man sich zum Schritte entschloß, sahen wir aus den vielen Hirtenbriefen, die unbeanstandet geblieben, obwohl sie nichts weniger als achtungsvoll für unsere Gesetze sich erwiesen. Handeln ja auch alle die 25 nach einem Gedanken, nach einem Befehle, den sie sich nicht an dem Siege der Regierung des Reiches, sondern außerhalb des Landes — in Rom — holen.

Im Brengener Eherechtsstreit ist die ministerielle Entscheidung bereits getroffen. Das gesetzliche Recht hat gesiegt und der Adlerwirth kann seine Ehe als bürgerliche vor der politischen Behörde eingeben. Der Statthalter von Tirol hat das Gesetz — unrichtig ausgelegt und der Bischof von Brigen — hat sich vergebens bemüht, passiven Widerstand zu leisten, damit nur die so verhasste bürgerliche Ehe nicht geschlossen werde. Ein Ministerrath war zur Entscheidung dieser Frage nicht notwendig, nachdem die Regierung erklärt, dieselbe sei ganz und gar Sache des betreffenden Ministers. Konfessionsfreundlichen Staatsbeamten und gesetzfeindlichen Pfarrern und Bischöfen dürfte nun klar geworden sein, daß in Oesterreich die Ehe entweder nur als kirchliche in vollster Bedeutung des Wortes, oder als bürgerliche kann geschlossen werden — daß letztere allein rechtmäßig ist, wenn erstere verweigert wird — daß passiver Widerstand zur gesetzlichen Gültigkeit der Ehe nicht genügt und daß die auch nur einmal ausgesprochene Weigerung der Kirche das Recht auf bürgerliche Eheschließung begründet.

In Sutorin tagen gegenwärtig die Kommissionen, welche die Pforte und Montenegro ernannt, um den alten Streit wegen der Grenze beizulegen. Unverkennbar ist hier der Einfluß der Westmächte, welche warm anrathen, den Zwist mit Montenegro auszugleichen. Man behauptet sogar, daß die Pforte gegen einen Tribut und formelle Anerkennung der Oberherrlichkeit geneigt wäre, die Herzegowina an den Fürsten Nikola abzutreten. Die Sache wäre nicht neu: schon Fürst Danilo hatte dahinzielende Unterhandlungen mit dem Konstantinopler Kabinete geführt.

Das Florentiner Kabinete soll in Paris eine Vereinbarung zwischen Rom und Italien vorgeschlagen haben, über die augenblicklich verhandelt wird; die Hauptpunkte des beantragten Uebereinkommens wären folgende: Zwischen der päpstlichen Regierung und der italienischen wird ein Zoll-, Post- und Telegraphenvertrag geschlossen, die italienischen Truppen erhalten behufs eines Garnisonwechsels das Durchzugsrecht auf der Eisenbahn durch die römischen Staaten; die Grenzbehörden beider Länder sollen gemeinschaftlich handeln, um dem Brigantenwesen zu steuern und die aus politischen Gründen in päpstlicher Gefangenschaft befindlichen italienischen Unterthanen werden freigelassen.

Im Vordergrund der Tagesgeschichte stehen die Reden, welche der König von Preußen in Kiel gehalten und die Worte, die Napoleon zu Chalons an seine Generale gerichtet, als er das Lager verließ. Wer den Frieden aufrichtig will, kann diese Kundgebungen nur auf das tiefste beklagen. Der König von Preußen erklärt gleich Napoleon, daß er nirgends in Europa einen Kriegsanlaß sehe, bemerkt aber gleichwohl, daß es Lagen gibt, wo der Krieg unvermeidlich ist, und daß er seinerseits mit Armee und Flotte gerüthet ist, die traurige Nothwendigkeit eines Krieges zu bestehen. Hochmuthsvoll und machtbewußt hat König Wilhelm in Kiel geredet, aber weder klug noch vernünftig war es, in solcher Weise herauszufordern, denn bei der in Frankreich herrschenden Stimmung wird die Kieler Rede in diesem Sinne aufgefaßt und darauf in entsprechender Weise entgegnet werden. Und die Folgen davon? Sie können der Erhaltung des Friedens nur nachtheilig sein. Man denke sich einmal, daß Napoleon die Worte König Wilhelm's bei einem äh-

Almenrausch und Edelweiß.

Von H. Schmid.

(8. Fortsetzung.)

„Das ist schon Alles, was ich weiß.“ sagte der Knecht. „Die Jäger und die Gend'armen und die Grenzwächter sind im Wimbachtal mit den Tyroler-Schwärzern zusammen getroffen, und es ist saarf hergegangen. Ich hab's vom Botenschuster gehört; der hat noch vor Tag einspannen und in aller Eil' nach Vertesgaden fahren müssen, den Vater zu holen — es liegen ihrer sieben oder acht schwer Blessirte draußen beim Bauern am Kniebis...“

„Das ist wohl nur ein Gered'," rief die Bäuerin, indem sie sorgsam nach dem Bauer blickte, als ob sie in seinen Mienen die Zustimmung zu ihren Worten lesen wollte. „Ein Jeder, der so was weiter erzählt, macht noch einmal so viel dazu.“

„Nein, nein, es ist Alles wahr!" sagte der Knecht. „Und Einer geht ganz und gar ab — der Jäger Gaberl ist auch dabei gewesen, aber er ist nit mit heim kommen, und kein Mensch weiß, was aus ihm worden ist!“

Der Bauer erwiderte nichts, aber über sein Gesicht zuckte eine Bewegung, welche der ohnehin besorgten Mutter nicht entging. Auch Evi quoll der Bissen im Munde, und das Herz schlug ihr bis an den Hals empor; sie dachte an Mentel's Abwesenheit, an seine offenkundige Feindschaft mit dem vermißten Jäger, und eine entsefliche Möglichkeit zuckte ihr durch Sinn und Herz.

Eine peinliche Stille war eingetreten, und es war gut, daß die Schüssel geleert war und der Oberknecht durch sein Aufstehen das Zeichen zur allgemeinen Erhebung und zum allgemeinen Gebete gab. Der Reihe nach kniete Alles an den Bänken hin, die gefalteten Hände aufstützend und nachbetend, was die Hausfrau mit ihrer klaren freundlichen Stimme vorsprach. Laut wurden dann die Bänke gerückt und Alle verließen die Stube, indem sie der Reihe nach in das zinnerne Weihwasserfäßchen am

Thürgerüst langten, sich besprenkten und mit dem Kreuze bezeichneten. Bald klangen die Schläge der Drischeln wieder von der Tonne herüber.

Evi war bereits unter der Thüre, als der Bauer sie zurückief. „Ich hab' Dir nur sagen wollen," sagte er, indem er sie mit Wohlgefallen betrachtete, „daß ich zufrieden mit Dir bin. Du hast das Vieh schön und gut besorgt, hast uns abfallen lassen und hast mehr Butter und Käse zusammenbracht, als keine von meinen früheren Sonneninnen. Du bist eine ordentliche Person, und wenn's Dir recht ist, bleiben wir bei einander...“

„Mich freut's, wenn Du einsehst, daß ich meine Schuldigkeit thu'," Büchelbauer," erwiderte Evi, „und wenn's Dir recht ist, daß wir bei einander bleiben, hab' ich auch nichts dawider! — Willst sonst auch noch was?“

Der Bauer sah sie verwundert an; daß er Jemand solche Lobprüche ertheilte, war etwas so Ungewohntes, daß er staunte, sie so gleichmüthig aufgenommen zu sehen. „Ob ich sonst noch was will?“ sagte er, beinahe lachend. „Nein, ganz und gar nichts! Sei nur mit herb daß ich Dich auf„halten hab'!“ Sie ging, der Bauer aber sah ihr kopfschüttelnd nach. „Eine saubere Person!" brummte er, „und eine prächtige Dirn — aber hoffärtig wie ein Pfau!“

„Das ist sie nit, Vater," sagte die Bäuerin, „sie hat nur ein so gefesttes Wesen an ihr — aber stolz ist sie nicht und hat gar ein gutes Gemüth!“

„Weinetwegen," rief der Bauer, indem er aufstand und mit bedächtigen Schritten die Stube durchmaß, „wenn sie ihre Schuldigkeit thut als Dienstbot, was geht mich dann ihr Gemüth an! Mir geht ganz ein anderes Gemüth im Kopf herum... der Mentel macht mir Sorg'. Bäuerin, mit dem Mentel ist's nit richtig!“

Er blieb vor ihr stehen und sah ihr, die Hände über'm Rücken gekreuzt, wie forschend in's Gesicht. „Ach was," erwiderte sie und machte sich an dem Spulen ihres Spinnrades zu schaffen, um den Blick nicht aushalten zu müssen. „Was soll denn schon wieder nit richtig sein mit ihm? Du hast allweil was auszusprechen und zu beschandeln an ihm — er läßt sich in keiner Arbeit spotten, mein' ich...“

„Und ich bleib' dabei, es ist nit richtig mit ihm! Er ist bei der Arbeit, ja — aber nit halb! Der beste Theil von seiner Kraft und sei-

lichen Anlasse sprach; würde man sie in Preußen etwa als eine Friedens-
kundgebung auffassen? Es kann nicht genug jener Leichtsinns der trium-
phirenden Gewaltthätigkeit beklagt werden, der in solcher Weise mit den
höchsten Interessen der Völker spielt. Was die Worte Napoleons in
Chalons betrifft, so ist es sehr traurig, wenn ein Herrscher das Geständniß
ablegt, daß ihm kein Mensch in der Welt mehr glaubt, was er auch
sagen mag. Die gesammte Pariser Presse erblickt in dieser Rede den Be-
weis, daß der Kaiser sich für unfähig hält, den Frieden in überzeugender
Weise zu versprechen.

Zwischen Frankreich und Rußland gibt es neuerdings
Reibungen wegen des heiligen Grabes. Rußland verlangt den Mitbesitz
des Schlüssels zu diesem Grabe, dessen Bewachung seit undenklichen
Zeiten dem französischen Konsul in Jerusalem allein anvertraut war.
Es ist ersichtlich, daß Rußland unter einem scheinbar ganz unbedeutenden
Vorwande den französischen Einfluß in jenen Gegenden zu schwächen
wünscht. Wollte Frankreich den Alleinbesitz des Schlüssels zum Heiligen
Grabe aufgeben, so würde es seinem Einflusse in einem Lande, wo auf
die Form so viel ankommt, natürlich schaden. Der französische Gesandte
in Konstantinopel hat in seinem Bericht, den er über diese Angelegenheit
an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten erstattet hat, ent-
schieden auf eine Ablehnung des russischen Verlangens gedrungen;
Moustier seinerseits, der lange Jahre Gesandter in Konstantinopel war, der also
die Wichtigkeit dieser Frage vollkommen beurtheilen kann, hat die Anträge des
Gesandten beim Kaiser sehr lebhaft befürwortet, so daß also die Herren
Russen den Mitbesitz des ersehnten Schlüssels in keinem Falle gutwillig
erlangen werden. —

Zur Bildung einer steiermärkischen Volkspartei.

Marburg, 17. September.

I.

Die Ereignisse in Steins und Biennz veranlassen die „Tagespost“,
ein scharfes Wort zu reden für die politische „Arbeit nach Unten“. Das
Landvolk müsse über Zeitfragen durch Flugchriften und Vorträge aufge-
klärt werden und habe sich zu diesem Behufe eine Verfassungspartei oder
wie man sie nennen wolle, zu bilden, welche die Freisinnigen des ganzen
Landes vereinigt — Sammelpunkt wäre die Hauptstadt.

Der Freiheitsdienst ist ein schwerer Dienst! Auch wir können die
Freunde des Volkes nicht dringend genug ermahnen, thätig zu sein in
diesem Dienste. Wir empfehlen die Bildung einer „Volkspartei.“ Der
Name „Verfassungspartei“ übt keine so starke Anziehungskraft, wie der
Name „Volkspartei“. Die Verfassung, wie sie ist, bietet noch viel zu
wenig und hat besonders die Bevölkerung auf dem Lande den Segen
dieser Verfassung noch kaum verspürt. Zur Verfassungspartei können Alle
zählen, die überhaupt nur auf dem Boden der Verfassung stehen, aber
noch keineswegs durch fortschrittliche Gesinnung sich auszeichnen. Wer
sich aber zur Volkspartei rechnet, schwört nicht allein Treue der Ver-
fassung, er gelobt auch den freihheitlichen Ausbau derselben nach den Be-
dürfnissen des Volkes.

Zur Bildung einer steiermärkischen Volkspartei ist nöthig, daß das
Vereinsgesetz geändert wird. Die polizeiliche Bevormundung der poli-
tischen Vereine muß ein baldiges Ende nehmen, da sie gar Manchen vom
Beitritt abschreckt: je geringer aber die Mitgliederzahl, desto weniger haben
die Erklärungen und Beschlüsse des Vereins zu bedeuten — je kleiner
die Zahl der Beitragspflichtigen, desto schwächer sind die Mittel zur Er-
strebung der Vereinszwecke. Fallen muß auch die Bestimmung des

Vereinsgesetzes, daß politische Vereine nicht mit einander verkehren — daß
sie keine Zweigvereine gründen und keine Verbindung unter sich
schließen dürfen. So lange das Gesetz dem Volke mißtraut, wird es
kein Vertrauen säen, wird die Verfassung keines ernten — so lange die-
ses Gesetz besteht, ist die Bildung einer Volkspartei, gewiß aber ein ge-
deihliches Wirken für ein Ziel, mit vereinten, siegreichen Kräften nicht
möglich.

Das geltende Gesetz verbietet allerdings nicht die Gründung eines
politischen Vereins, der alle Freisinnigen des Steierlandes umfaßt; aber
den Sitz könnte dieser Verein nur an einem Orte aufschlagen und er
müßte naturgemäß die Hauptstadt wählen. Rechtsgiltige Versammlungen
des Vereins zur Berathung wichtiger Fragen, zu folgeschweren Erklä-
rungen und Beschlüssen dürften nur in Graz abgehalten werden, blieben
aber in der Regel auf Mitglieder dieses Ortes beschränkt, da Zeit und
Geld kaum bezwingliche Hindernisse für die Uebrigen wären. Zustim-
mungen könnten nur von Einzelnen ausgehen, denn die an einem Orte
befindlichen Mitglieder dürften sich nicht versammeln, dürften nicht berathen —
Zweigvereine sind ja verboten. Briefliche Zustimmungen erfordern Nach-
denken, verursachen die Mühe des Schreibens und Abgebens — erfordern
baare Auslagen, denn sie müßten ja doch kostenfrei übersandt werden.
Und die Geldbeiträge der Mitglieder, die zerstreut im Lande wohnen —
dürften dieselben an den einzelnen Orten gesammelt werden? Wäre eine
Sammlung dieser Art in den Augen der Polizei nicht der Anfang zur
Gründung eines Zweigvereins? Wäre von den einzelnen Mitgliedern
zu erwarten, daß sie ihre Beiträge nicht allein pünktlich, sondern auch
kostenfrei dem Vereinskassier in Graz übersenden?

Einen politischen Verein für die ganze Steiermark zu bilden, würde
nur gelingen, wenn das politische Leben in allen Gauen des Landes
erwacht ist; haben wir uns aber einmal so weit emporgeschwungen, dann
ist ein solcher Verein zur Aufklärung kein Bedürfnis mehr; dann strahlt
die Wahrheit ihr Licht aus über die Bergthalen, wie durch die grünen
Thäler des Heimatlandes — zum Gemeingut des Volkes ist geworden,
was wir jetzt wissen — und erreicht ist, was wir heute wollen.

Bermischte Nachrichten.

(Die Arbeiter und der Krieg.) Der Arbeitertag in Brüssel
hat in seiner letzten Sitzung folgenden Antrag zum Beschluß erhoben:
„Der Kongreß empfiehlt den Arbeitern, sämmtlich die Arbeit einzustellen,
im Falle ein Krieg ausbräche. Der Kongreß rechnet auf die Gemein-
samkeit der Arbeiter aller Länder gegen den Krieg.“ Die Erklärung ist,
praktisch genommen, ohne Bedeutung, denn wenn die Kanonen brüllen
und der Tod auf dem Schlachtfeldern seine grauenhafte Ernte hält, so
ist die friedliche Arbeit ohnehin zum Stillstand verurtheilt und treten die
Noth und das Elend ohnedies in tausend Gestalten an das Volk heran.
Arbeitseinstellungen würden den allgemeinen Jammer nur verdoppeln,
ohne den Krieg zu hindern. Aber eine hohe sittliche Bedeutung hat dieser
Ausruf. Gegenüber der Barbarei, in welche die jedes Recht zertretende
Tyranneiwilfür uns zu stürzen droht, gehört dieser Ausruf zu den
Zeichen der Zeit.

(Eine Gabe des heiligen Geistes.) Die Norddeutsche
Schulzeitung bringt Folgendes: Ein Schulrath revidirt eine Landschule
und fragt den Lehrer, ob er noch einen besondern Wunsch habe. Der
Lehrer, dessen Einkommen auch gerade nicht bedeutend ist, wagt in unter-
thänigster Demuth die Bitte um eine Unterstützung von Seiten der Re-
gierung, wird jedoch mit der Bemerkung abgewiesen: „Sie hätten lieber
um den heiligen Geist bitten sollen!“ Als ob man den vom Schulrath

nen Gedanken ist anderswo und fliegt wahrscheinlich in der weiten Welt
umeinander — vermutlich bei den Gamsen am Gewand und bei den
Hirschen im Wald! Das verfluchte Wildprettschießen — — wenn
der Unglücksbub' nur in seinem Leben keine Büchse zu sehen kriegt hätt'!

„Nach' Dir keine unnütze Sorg'! Er wird's wohl lassen, seit Du's
ihm verboten hast!“

„Verboten! Was brauchst's da noch Verbieten von meiner Seiten?
Ist das Gesetz nit genug? muß ich ihm erst noch verbieten, daß er nit
stehlen soll?“

„Stehlen! Wer red't denn davon? Das ist ja doch ganz was
Ander's!“

„Stehlen!“ Ich sag's noch einmal! Oder ist das nit gestohlen,
wenn er das Wildpret schießt, das nit ihm, sondern dem König gehört?“

„So hab' nur Geduld — er wird's wohl lassen, hoff' ich...“

„Ich wär' froh, wenn ich's glauben könnt', aber es schaut nit dar-
nach aus. Wo treibt er sich alleweil rum, der Unnuß? Warum ist er
heut wieder nit bei der Morgensuppe gewesen?“

Die Alte sah beklommen zu Boden. „Ich weiß es nit,“ sagte sie,
„aber ich denk' halt...“

„Ja Du denkst und denkst alleweil, wie Du ihm hinaus Helfen
kannst!“ brauste der Bauer auf. „Warum ist er nit da? Wo kann er
sein um die frühe Tageszeit?“

„Vermuthlich ist er schon fort in's Holz...“ erwiderte stöhnend
die Bäuerin. „Hast ihm nit angeschafft, er soll einmal den Schlag
übergeh'n?“

„Hab' mir's eingebild't, daß Du was ausstudirst!“ lachte der Bauer
unwillig. „Bäuerin, ich sag' Dir's, wenn ich mir so Alles einfallen laß',
was möglich ist... es steigt mir ganz heiß auf in den Kopf! Wenn ich
daran denk', was passiert sein soll diese Nacht — und daß der Mentel
vielleicht gar nit daheim gewesen ist...“

„Wer wird denn auch gleich das Schlimmste denken,“ sagte die
Bäuerin anscheinend ruhig, aber innerlich von derselben Furcht noch ärger
als der Alte gefoltet.

„Ich weiß nicht, was ich thät,“ fuhr der Bauer fort, „wenn etwas
passiren thät, ich will gar nit sagen, was... Das wäre so das Rechte

für einen Gemeindevorsteher! Hab' ohnehin Verdruß genug, Schererei
und Lauferei mit der Vorsteherei, und was wird die Geschichte von heut'
Nacht wieder Alles zu thun machen! — Hab' da erst heut' wieder einen
Befehl vom Landgericht bekommen, hab's aber noch nit dazu bringen
können, zu lesen, was drinnen steht; ich hab' meine Augengläser verlegt
und kann nur so viel herausbringen, daß es sich um ein dabongelaufenes
Weibsbild handelt...“

Er suchte unter den Papieren auf seinem Tischchen und auf dem
tiefen Fenstergesims herum und tastete nach der Brille; dabei fiel sein
Blick wie zufällig durch die Schreiben in's Freie, und ein Ruf des Un-
muths entfuhr ihm.

„Aber so fluch' doch nit gleich so lästerlich!“

„Da müßt' ein Kapuziner scheltend werden! Da schau hinaus,
Bäuerin, da kommt er just auf's Haus zu, der Mentel! Ueber den
Bübel, vom Thal kommt er her, nit vom Schlag! Und wie er aus-
schaut — ich brauch keine Brillen, um das zu seh'n! Blas und über-
nünftig, verrissen, schmutzig und voll Ruß, kommt man so aus dem Schlag
zurück? Da schau hinaus, Mutterl, weil Du noch alleweil hätschelst und
pantichelst mit ihm... schau' das Frächterl an und sag' selber, ob er
im Schlag gewesen ist... der Lump ist richtig gar nit daheim gewesen,
die ganze Nacht!“ Während dieser Worte hatte er hastig den Fenster-
reiber aufgedreht und rief durch den halbgeöffneten Flügel hinaus: „Da
herein, Mentel! Schleich' nit um's Eck in's Haus, wie ein Dieb... da
komm herein, wenn Du ein gutes Gewissen hast!“

Der Bursche stand und zögerte einen Augenblick, ob er dem Rufe
folgen solle; er sah ein, daß wieder einer jener Auftritte zwischen Vater
und Sohn bevorstand, wie sie leider seit geraumer Zeit keine Seltenheit
mehr waren auf dem sonst so friedlichen Bübelhofs. Es war aber keine
Möglichkeit, der unangenehmen Erörterung zu entgehen; deshalb wandte
er sich entschlossen um und schritt der Hausthüre zu.

„Guten Morgen, Vater!“ sagte er beim Eintreten, indem er den
hut bei Seite legte, auf welchem neben Gamsbart und Spielhahnstoß der
Strauß von Alpenrosen und Edelweiß prangte. „Was schafft?“

Der Bauer hatte sich gesetzt und wehrte mit einer Handbewegung

auf Bestellung erhalten könnte! — Nach einiger Zeit findet die Revision einer andern Schule durch denselben Revisor statt. Es erfolgt auch hier die Frage nach einem besonderem Wunsche, und der Lehrer, durch die ihm bekannt gewordene Erfahrung seiner Kollegen klug gemacht, erklärt, daß er nur den Einen Wunsch habe, der heilige Geist möge mehr und mehr bei ihm einkehren. Acht Tage darauf kam — eine Unterstützung von zehn Thalern.

(Landwirthschaftlicher Wanderlehrer.) Der Obmann des landwirthschaftlichen Centralvereins in Rheinpreußen schreibt über diesen Gegenstand: Drei Wanderlehrer waren im verfloffenen Jahre in Rheinpreußen im Auftrage des Centralvereines thätig. Die Kreise Akenau und Uhrweiler haben außerdem aus eigenen Mitteln einen solchen für sich unterhalten und der Kreis Eichenweiler hat 600 Thle. ausgesetzt, um einen eigenen Wanderlehrer zu engagiren. Die vom Centralverein entsendeten Wanderlehrer haben in sechzehn Kreisen gearbeitet, wöchentlich drei bis vier Versammlungen gehalten, die immer zahlreicher von Landwirthern der Umgebung besucht worden sind. Die Zuhörerschaft folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den oft mehrstündigen Vorträgen des Wanderlehrers, und legte nicht allein hiedurch, sondern auch durch die gemachten Zwischenfragen ihr Interesse an dieser Art populärer Belehrung an den Tag. Die Direktionen der Lokalabtheilungen und die Kreisbehörden sprechen sich sehr anerkennend über die anregende und nützliche Wirksamkeit der Wanderlehrer aus; sie erklärten übereinstimmend, daß keine Ausgabe nutzbringender verwendet sei, wie die für Wanderlehrer. Sie betonen die Zweckmäßigkeit, daß für jeden Regierungsbezirk ein ständiger Wanderlehrer berufen werde; nur dann lasse sich für ihn die Erwerbung der genügenden Kenntniß von Land und Leuten erwarten, die zu einer noch ersprießlicheren Wirksamkeit unerläßlich sein dürfte. An der regsten Unterstützung der geistlichen und weltlichen Behörden zu diesem Zwecke könne (einzelne Fälle ausgenommen) nach dem bisherigen Entgegenkommen derselben zu schließen, nicht gezwweifelt werden. Der Vorstand hat daher in seiner letzten Sitzung beschlossen, diesem allgemeinen Begehren nach Vermehrung der Wanderlehrer zu entsprechen, in dem Voranschlag für 1868 ist die Besoldung von 5 Wanderlehrern vorzusehen und die Staatsregierung zu ersuchen, ein Drittel des dazu erforderlichen Geldaufwandes zu übernehmen.

(Pfarrer und Richter.) Ein Jurist im Preußen schreibt: „Inmitten der vielen Streitigkeiten, zu welchen gegenwärtig die Durchführung des neuen Ehegesetzes von den katholischen Klerikern benützt wird, dürfte dem österreichischen Publikum die Thatsache von besonderem Interesse sein, daß auch heute noch in Preußen bei Ehescheidungs-Prozessen verwandte Konflikte fortdauern. Auch das preussische Ehegesetz erfordert, bevor es den weltlichen Ehescheidungs-Prozess zuläßt, den vom Seelsorger unternommenen Sühneveruch der Ehegatten. Wenn daher bei Gericht eine Ehescheidungsklage eingeht, so ertheilt der Richter dem kompetenten Pfarrer den Auftrag, den Sühneveruch vorzunehmen und über dessen Erfolg zu berichten. Die katholischen Pfarrer nun weigern sich (wenigstens in der Diözese Breslau) regelmäßig, dem Auftrage nachzukommen, und zwar thun sie dies theils stillschweigend, theils, indem sie dem Richter mittheilen, das bischöfliche Ordinariat habe ein Verbot erlassen. Was thut nun aber der Richter? Er nimmt an, daß der Sühneveruch erfolglos war, und läßt dann unbekümmert um den Pfarrer und das bischöfliche Ordinariat dem Ehescheidungs-Prozesse seinen Lauf. Sollte das nicht in Oesterreich Nachahmung finden?“

(Großherzogthum Baden.) Der Gemeinderath von Konstanz hat soeben folgende Erklärung erlassen: „Verschiedene Blätter bringen die Nachricht, daß bei der Versammlung katholischer Vereine in

Bamberg auch die Stadt Konstanz darum nachgesucht habe, es möge diese Versammlung im nächsten Jahre dahier abgehalten werden. Es ist hierorts von einer derartigen Einladung nichts bekannt. Wohl aber hat der Gemeinderath in Folge dieser Zeitungsnachricht den einmüthigen Beschluß gefaßt, zu erklären, daß eine solche für Syllabus und Priester-Regiment, gegen die gesunde Vernunft und die moderne Staatsentwicklung auftretende Versammlung auf Entgegenkommen seitens der hiesigen Gemeindebehörden und der überwiegenden Mehrheit der hiesigen Einwohnerschaft nicht rechnen dürfe. Im Auftrage des Gemeinderaths: Mag Strohmeyer, Bürgermeister.“

(Oesterreichischer Postverkehr.) Im Jahre 1867 wurden in der ganzen Monarchie im inneren eigenen Postgebiete 86.545,030 frankirte Briefe aufgegeben, 7.895.017 unfrankirte, 8.997.677 rekommandirte, 1.117.948 Briefe mit Waarenproben, 5.450.731 Kreuzbandsendungen, 21.592.506 portofreie Briefe. Die Fahrpost beförderte aus dem innern eigenen Postgebiete 1.759.589 Pakete im Gewichte von 6.863.519 Pfund, 13.810.316 Geld- und Werthsendungen im Gewichte von 12.304.760 Pfund und im Werthe von 1.849.496,779 fl. An Zeitungen wurden 44.479.708 Stück expedirt.

(Weinausfuhr nach der Schweiz.) Nach dem Handelsvertrage, welchen der „Bund“ veröffentlicht, sollen für österreichische und ungarische Weine, die in Fässern (auch Doppelfässern) nach der Schweiz eingehen, welches auch der Preis oder die Güte derselben sei, die Gebühren den geringsten jener Ansätze nicht übersteigen, welche für ausländische in einfachen Fässern eingeführte Weine erhoben werden.

(Einer, welchem der Kopf unter der Nase hängt.) Dem „Mährisch. Korresp.“ wird folgender Vorfall mitgetheilt. Ein Böbling aus der Neustädter Militärakademie bekam in den letzten Ferien einige Tage Urlaub, um seine Familie zu besuchen. Voll Freude begibt er sich mit dem Eisenbahnzuge nach Wien, um sodann mit der Nordbahn weiterzufahren. In Wien aber begegnete ihm ein höherer Militär, welcher den Silenden auf der Straße anhält mit folgenden Donnerworten: „Wie können Sie sich unterstehen, mit ungeputzten Knöpfen herumzugehen.“ Der Erschrockene wagt keine Einrede und wird mit Marschroute nach Neustadt zurückgeschickt, um, statt zur Familie zu reisen, im Arreste über das schreckliche Vergehen, mit ungeputzten Knöpfen zu reisen, vierzehn Tage nachzudenken!

(Erinnerung an Hans Rudlich.) Hans Rudlich ist und seit dem Jahre 1848 ein allbekannter Mann geworden. Der Gründer der österreichischen Bauernfreiheit lebt gegenwärtig als praktischer Arzt in Hoboken (eine Vorstadt von Newyork) und gedenkt binnen zwei bis drei Jahren in sein engres Vaterland Schlessien für immer zurückzukehren. Besonders in Schlessien, wo nahe Verwandte — ein Bruder Rudlichs ist Landtagsabgeordneter in Schlessien — die Erinnerung an den wackern Mann wach erhalten, wird sein Name stets unter den Besten genannt. Seit drei Monaten bildete sich in Braunsdorf ein „Verein für Volks-erziehung und Fortschritt“, welcher den Namen „Hans Rudlich-Verein“ führt. In einer vorigen Sonntag abgehaltenen Hauptversammlung beschloß nun der Verein, ein Schreiben an Rudlich zu richten, in dem seiner Verdienste um Oesterreich in der freundlichsten Weise gedacht wird. Am Schlusse dieser Adresse heißt es: „Als „Hans Rudlich-Verein für Volks-erziehung und Fortschritt“ mit dem Bestreben, das Interesse für wahre Volksbildung in allen Kreisen der Bevölkerung zu wecken, die edlen geistigen Güter der Menschheit zum Gemeingut aller zu machen, richtige Grundzüge und Ansichten über Erziehung und Unterricht zu verbreiten, die Erziehung der Jugend in Schule und Haus zu fördern, sowie auch für die Reform des bestehenden Schul- und Erziehungswesens zu wirken —

die Bäuerin ab, die ihm flüchtig zuwinkte und zunickte und flüsterte: „Sei gut mit ihm, Vater, und mach's nit zu scharf!“

„Wo kommst her, Mentel?“ fragte er mit künstlicher Gelassenheit. „Fast Dich ja schon gewaltig früh aus den Federn gemacht! Oder.“ fuhr er in gesteigertem Tone fort, als der Sohn nicht augenblicklich antwortete, „bist vielleicht gar nit in's Bett kommen? Bist herumgestreunt die ganze Nacht wie ein Landstreicher? Red!“ schrie er aufspringend und ließ seinem Horne freien Lauf. „Stier nit so vor Dich nieder auf den Boden, wie ein rechter verstockter Sünder — red', wo bist gewesen?“

Mentel stieg es blutroth in's Gesicht, aber er schwieg; es wiederstrebt ihm zu lügen, und er wußte nicht, wie er die Wahrheit vorbringen sollte.

„Sag' es,“ schrie der Bauer heftig, „oder soll ich Dir die Junglösen und vorerzählen, wo Du gewesen bist? Soll ich Dir sagen, ob der schmutzige, zerrissene Lanter und das verschundene Gesicht ein Aufzug ist für einen ordentlichen Burschen, für einen Bauernsohn und für meinen Sohn?“

„Und wenn ich's sag', was thät's nutzen, Vater?“ sagte Mentel zögernd. „Es ist doch, wie's ist!“

„Und ich will's wissen! Ich will, daß Du's sagst!“

„Ich bin doch kein Schulbub mehr, der sich muß ausfragen lassen!“ entgegnete Mentel trotzig und steigerte dadurch noch die Entrüstung des Alten.

„Ich hab' ein Recht zum Ausfragen, jeder Bursch!“ rief er. „Bist Du mir nit Gehorsam schuldig als Deinem Vater? Bring' mich nit auseinander, Mentel — gib mir Antwort auf meine Frag', damit nit ein Anderer über Dich kommt, der Dich zur Antwort zwingt! — Wo bist gewesen, Mentel?“

Der Sohn sah störrisch und finster zu Boden. „So red',“ sagte die Mutter, indem sie ihm schmeichelnd die Hand an die Schulter legte, „thu' dem Vater seinen Willen und sag's — es wird ja nichts Unrechtes sein!“

„Nichts Unrechtes?“ rief der Bauer. „Schau' ihn an, Mutter, ob ihm nit das Unrecht auf der Stirn geschrieben steht — so schaut das

böse Gewissen aus!... Mentel, wenn ich denken müßt', daß das, was heut' Nacht geschehen ist, Dich auch anging', wenn ich denken müßt'...“

„Ich bin kein Schwärzer!“ sagte Mentel unwillig.

„Aber ein Wildschuß — ich lehr' die Hand nit um zwischen Beiden! — Also ist es gewiß und wahr,“ fuhr er etwas gemäßigter fort, „und kann ich mich darauf verlassen, daß Du nichts davon weißt?“

„Ich weiß davon,“ antwortete Mentel, „aber ich bin nit dabei gewesen. Ich bin auf dem Weg gewesen, hab' mich auf den Hundstodt auf ein Gams anpürschen wollen — da haben's mich versprengt, und ich bin die ganze Nacht in einer Koblhütten versteckt gewesen!“

„Wenn man Dich gefunden, wenn sie Dich mit den Schwärzern erwischt hätten!“ rief der Alte und schritt hastig die Stube auf und nieder. „Es wär' mein Bestes! So lang mein Vater und mein Großvater auf den Bübelhof gehaut haben, liegt kein Buchstaben beim Landgericht oder im Prälatenstodt. Sie können kein Protokoll aufweisen von uns, und wenn mein Sohn der Erste wär', der aus der Art schlagen thät... Herrgott, Herrgott... ich glaub', ich müßt' ein Naar werden!“

„Sorg' nit, Vater!“ sagte Mentel. „Ich bin nit dabei gewesen und in Zukunft —“ er zögerte und das Kommende schien ihn offenbar Ueberwindung zu kosten... „in Zukunft will ich das Wildschießen bleiben lassen... Die Nacht, wie ich so allein gewesen bin und hab' mir vorgestellt, wie es häßt' gehen können und wie nah' ich hingestreift bin an's Erwischtwerden... da hab' ich mir's vorgenommen, daß ich es lassen will...“

„Mentel! Bub!“ rief der Alte und blieb stehen und streckte wie versteinert die Arme nach ihm aus.

„Siehst, Vater,“ sagte die Mutter zwischen Lachen und Weinen: „er ist doch ein gutes Kind — er will's lassen!“

„Bub! rief der Alte wieder, und seine Stirne war sonnenhell und in seinem Auge schimmerte eine Freudenthräne. „Wenn das wirklich Dein Ernst wär' — eine größere Freud' könntest Du mir nit machen... Alles sollt' verziehen und vergeben und vergessen sein!“

„Ich hab's gesagt, Vater, und ich halt's!“ erwiderte Mentel fest und streckte dem Alten die Hand hin, in die dieser freudig einschlug.

(Fortsetzung folgt.)

